

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See.

Roman von Robert Kohrausch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Frau Baronin entschuldigen, ich habe mich so sehr als möglich beeilt. Ich war in unserm Zimmer, wo auch die andern sitzen.“

„Und Sie haben nichts gehört?“

„Nein. Ich wußte nicht, was ich gehört haben sollte.“

„Einen Ton. Einen Schrei, einen Hilferuf — ich kann ihn nicht beschreiben. Ich saß in meinem Zimmer, da hörte ich diesen furchtbaren Ton. Es war, als wenn er unmittelbar unter dem offenen Fenster wäre, oder, als wenn er aus den Mauern hervorkäme. In meinem Leben habe ich so etwas Unheimliches noch nie gehört. Und keiner von Ihnen.“

„Gewiß nicht, Frau Baronin. Wir haben freilich ein wenig lebhaft gesprochen, und unser Zimmer liegt ja ganz nach der andern Seite.“

„Nun, es ist gut. Rufen Sie mir auch die andern her und weden Sie den Gärtner, wenn er schon schlafen sollte. Sagen Sie, daß er eine Laterne mitbringt; wir müssen im Park nachsehen, was dieser Ton bedeutet hat.“

Die Baronin sprach atemlos, ohne Pause; ein Zittern überlief ihren Körper. Eilig ging der Diener nach dem Zimmer zurück, aus dem er gekommen war; die Baronin tat ein paar hastige Schritte ihm nach, als wenn sie sich fürchtete, allein zu sein. Dann aber, als die von Franz herbeigerufenen übrigen Dienstboten sich um sie versammelt hatten, wiederholte sie die Frage von vorhin, ob niemand jenen Hilferuf, jenen Schrei vernommen habe. Allgemeines Erstaunen, allgemeines Verneinen war auch hier die Antwort.

Im Sprechen waren sie bis ins Treppenhaus zurückgegangen; Franz hatte sich durch den einen der beiden Hauptausgänge, der nach dem Hof zu lag, entfernt, um den Gärtner zu rufen. Auf das erste, lebhafteste Durcheinander von Fragen und Antworten war ein tiefes, drückendes Schweigen gefolgt. Gerade unter der großen, schmiedeeisernen Laterne in der Mitte des Flurs, die helles Licht auf die Menschengruppe darunter niederschüttete, stand die Baronin, hoch aufgerichtet, aber totenbleich. Gleich einer breiten, goldigrotlichen Krone lag ihr Haar auf dem Kopf; unter dunklen Augenbrauen hervor schauten aus dem weißen Gesicht ihre blauschwarzen Augen mit starrem Ausdruck in eine geheimnisvolle Ferne.

Jetzt meldete sich mit vorsichtigem Räuspern der Aufseher zum Wort; jeder Ton hallte seltsam wieder in dem hoch ansteigenden Treppenhaus. Leise und rauh, mit einer deutlichen Scheu vor der eigenen Stimme begann der alte Mann zu sprechen. „Frau Baronin haben uns gefragt, ob wir nichts gehört haben — was Besonderes, Unheimliches. Und wir haben geantwortet, wie es richtig war, daß wir

nichts gehört haben. Frau Baronin haben aber nur wegen heute gefragt.“

„Wegen heute, gewiß.“

„Ja natürlich, aber —“

„Aber was?“

„Wenn Frau Baronin gefragt hätten, ob man hier noch niemals etwas Derartiges gehört hätte, dann wäre wohl auch anders geantwortet worden.“

„Wieso? Was meinen Sie?“

„Ja, es ist nun so drei Wochen ungefähr her. Wir waren gerade vor dem ersten Heuschnitt, aber wir hatten damit noch nirgends angefangen, noch an keiner einzigen Stelle. Das ist nämlich wichtig, das darf man dabei nicht vergessen. Da hat eines Tages der Gärtner — aber da kommt er ja selber. Da kann er es der Frau Baronin auch selbst erzählen.“

Mit einem schweren Geräusch, das den hier hausenden Wiberhall abermals weckte, hatte sich die große Eichentür nach dem Hofe hin geöffnet, und mit dem Diener zusammen, der eine brennende Laterne trug, war der Gärtner eingetreten. Er war nach seinem Aussehen der älteste von allen Anwesenden, weißköpfig und hager, aber mit gesundem, von Regen und Sonne gebräuntem und gegerbtem Gesicht. Er hatte sich wohl schon schlafen gelegt gehabt; noch im Eintreten zog er sich seine graue Joppe über ein blaues, gestricktes Hemd. Er wußte bereits durch den Diener, um was es sich handelte, konnte der Baronin aber nur sagen, daß auch er von dem geheimnisvollen Tone nichts gehört habe. Sie unterbrach ihn, als er sich darüber noch näher auslassen wollte, mit raschem, befehlendem Wort. „Wir haben jetzt keine Zeit, um viel zu reden. Wir müssen zunächst in den Park und sehen, ob wir dort nichts finden, was den Ton erklärt, den ich scheinbar allein gehört habe. Kommt alle mit — Sie gehen voran, Franz, mit der Laterne.“

Der Tür vom Hofe her lag eine andere, gleich große gerade gegenüber, die nach dem Park hinausführte. Zwischen zwei Vorbauten an den beiden Enden des Schlosses dehnte sich hier eine lange Terrasse aus, auf die noch vier Glasfüßen und eine ansehnliche Reihe von Fenstern des Erdgeschosses mündeten. Drei Stufen führten hinab in den Park.

Eine glühende Luft von fast körperlicher Schwere drang auf die Hinaustretenden ein, von einem starken, stöhweise noch mehr anschwellenden Winde gepeitscht. Im zitternden Schein der Laterne tauchten jenseits eines breiten Kiesweges, der am Schlosse entlang führte, ein paar weiße Figuren auf hellen Sockeln ungewiß aus der Nacht hervor, denen sich andere in weiterer Ferne noch undeutlicher und geisterhafter anschlossen — eine doppelte Statuenreihe, die auf beiden Seiten einen rechtwinklig begrenzten Rasenstreifen umsäumte. Seine kurze Schmalseite dem Schlosse zugehend, zog er sich mit seinen weißen Gestalten scheinbar endlos in die Dunkelheit hinein, in der er verschwand. Rechts und links an ihm hin verliefen zwei Wege mit ihm zusammen in die finstere Ferne. Der am Schlosse entlang führende Kiesweg zog sich

ebenfalls weit über das Gebäude gradlinig hinaus nach beiden Seiten in die Nacht hinein. Hohe, beschmittene Hecken standen gleich schwarzen Mauern an den Seiten der Wege, und über sie her wuchsen alte, mächtige Bäume zu den grauen, schweren, gejagten Wolken empor, in die sie mit ihrem bewegten, im heißen Winde leuchtenden Wipfeln hineinzugreifen schienen. Ein wildes, drohendes Rauschen war dort oben in der Höhe, und mitunter klang es, als wenn böse, fauchende Tiere miteinander kämpften.

Das ganze nächtliche, vom Windesbrausen durchlungene Bild tauchte nur immer stückweise, für Augenblicke rasch wieder verschwindend, aus der Finsternis empor, wenn der bebende Schein der Laterne darüber hinglitt, um beim Weiterwandern die verlassen Stelle noch dunkler, ungewisser, geheimnisvoller zu machen als zuvor.

„Dorthin!“ sagte die Baronin mit einer Stimme, die von der glühenden Luft erstickt zu werden schien, und bewegte die Hand, um rechtshin zu deuten.

Eng sich aneinanderschmiegend ging nun die Menschengruppe in erwartungsvoll-ängstlichem Schweigen auf dem Kieswege hin, der an der Terrasse und an dem rechten Vorbau des Schlosses entlang führte. Hier hob die Baronin den Blick und sah nach oben. Dort im ersten Geschoss war das Eckzimmer hell beleuchtet, in dem sie wohnte, und grüßte mit seinen drei gelbschimmernden Fenstern herab. Eins davon lag in der Hauptfront vom Schlosse, die beiden andern, die geöffnet waren, in der seitlichen, schmälern Wand. Bevor die schwarzen, rechts und links am Wege hin geradeaus laufenden Hecken begannen, führte hier noch ein kleiner Pfad an der Seitenfront entlang zu einer hölzernen Tür an der vorderen Ecke des Schlosses nach dem Hofe zu. Als im darübergleitenden Laternenschein diese Tür für einen Moment sichtbar geworden war, wandte sich die Baronin hastig zum Gärtner und fragte: „Haben Sie alle Parktüren heute wie gewöhnlich verschlossen?“

„Gewiß, Frau Baronin.“

„Dann gehen Sie schnell zurück und verschließen Sie auch die große Ausgangstür, durch die wir gekommen sind. Der Schlüssel steckt innen. Ziehen Sie ihn ab und bringen Sie ihn mir.“

Gehorsam, wenn auch mit einer Bewegung des Unbehagens über die Entsendung in die unheimliche Dunkelheit, folgte der Gärtner ihrem Befehl. Während er fort war, blieben die übrigen stehen, und ein ruhigerer Lichtschein fiel aus der Laterne auf eine Steinbank, die hier ganz nahe dem Schloß unter einer weißen Götterfigur in einer Nische der Hecke stand. Rasch war der Gärtner aber wieder zurück und überreichte der Baronin den geforderten Schlüssel.

„Nun müssen wir suchen,“ sagte sie und schritt selbst voran. „Von hier, ganz aus der Nähe, muß dieser Ton gekommen sein. Ich hatte beinahe geglaubt, wir würden bei dieser Bank schon etwas finden, was ihn erklärt.“

Mit besonderer Sorgfalt beleuchtete der Diener noch einmal die bezeichnete Stelle, doch zeigte sich keine Spur eines lebenden Wesens. Leer und frei dehnte sich auch der Weg in die Ferne aus. Erstaunt bewegte die Baronin den Kopf. „Es ist nichts zu sehen. Wir müssen weiter hinein in den Park.“

Sie hieß den Diener vorangehen, und sie traten durch eine Oeffnung in der festen Hecke hinein in die stückweise erhellte Finsternis unter den hohen Bäumen, deren stöhnendes Rauschen hier noch drohender und lauter klang. Im Rhythmus des von den Hecken mit geraden Wänden abgegrenzten Raumes, den sie betraten, endete der französische Charakter des Gartens, der dem Versailleser Stil des Schlosses entsprach. Hier herrschte freie, nur gezügelte Natur. Unregelmäßig verschlungene Wege umzogen Rasenplätze und Baumpartien von scheinbar willkürlicher Form. Statuen erhoben sich, plötzlich weiß aufleuchtend, auch hier noch an einzelnen Stellen, doch wurden sie seltener, je weiter man sich vom Schlosse entfernte.

Im tiefen Schweigen der ungewissen Erwartung schritten die Suchenden eine Strecke weit in diesen Teil des Parkes hinein, mitunter von einem niedrigen Gesträuch erschreckt, in dem sich erregte Phantasie eine am Boden liegende menschliche Gestalt ausmalen konnte. Aber stets erkannten sie bei näherem Hinsehen die Täuschung und gingen weiter in vergeblichem Suchen. Auch den geraden Hauptweg, auf dem sie gekommen waren, überschritten sie noch einmal auf Befehl der Baronin und spähten im gegen-

überliegenden Teile des Parkes in gleicher Weise sorgfältig, aber ohne jeden Erfolg umher.

Endlich blieb sie stehen. „Es hat keinen Zweck, daß wir noch weiter gehen. Von so fern her kann der Ton unmöglich gekommen sein. Ich muß mich getaucht haben. Und doch —“ Sie vollendete den Satz nicht, sondern versank für einen Augenblick in ein tiefes, nachdenkliches Schweigen. Dann, sich gewaltiam aufrichtend, gab sie den Befehl, nach dem Schlosse zurückzukehren.

Der Diener öffnete die Haustür mit dem Schlüssel, den die Baronin ihm gab, um dann auf ihren Befehl von innen gleich abermals abzuschließen und den Schlüssel stecken zu lassen, sobald alle wieder auf dem großen, hallenden Platz versammelt waren. Sie gab diesen Auftrag, wie sie sagte, um das Entkommen einer etwa im Parke verborgenen Person durch das Haus unmöglich zu machen. Die Baronin überlegte einen Augenblick, dann fügte sie hinzu: „Alle Türen zum Park sollen morgen früh solange verschlossen gehalten werden, bis ich Erlaubnis gebe, sie zu öffnen. Der Park muß morgen bei Tage noch einmal durchsucht werden.“ Sie hatte sich schon bei diesen Worten zum Gärtner gewendet und sprach nun auch weiter zu ihm: „Jetzt haben wir Zeit, Sie anzuhören. Strjahn sagte mir vorhin, Sie hätten vor ein paar Wochen etwas Ähnliches gehört, wie ich selbst. Erzählen Sie mir das rasch und genau.“

„Ja, Frau Baronin, etwas Ähnliches war es nun eigentlich nicht. Was den Ton anbelangt, meine ich. Denn einen Schrei, oder so was, das habe ich nicht gehört. Wer ganz merkwürdig war es doch, und ich habe gleich zu meiner Frau gesagt —“

„Machen Sie's kurz. War es in Ihrer Wohnung? War es im Park?“

„Im Park natürlich. Der Heinrich Müller war dabei, der Gärtnerbursch. Ja, wenn ich es allein gehört hatte, aber der war dabei. Vor drei Wochen ist es gewesen, auf einen Montag, ziemlich früh am Tage. Wir hatten damals doch neuen Kies aufgeschüttet auf dem Platz mit der Steinbank an der Seite vom Schlosse —“

„Weiter, weiter!“

„Ja, ja, ich komme schon dazu. Wir harkten den Kies nämlich glatt, Heinrich Müller und ich, und auf einmal — auf einmal —“

„Was denn? Reden Sie doch!“

„Da hörten wir auf einmal, und zwar so nahe, als wenn es ganz unmittelbar neben uns wäre, — da hörten wir ganz deutlich, daß einer eine Sense dengelt.“

„Weiter nichts?“

„Nein, weiter war es nichts. Aber daß keiner zu sehen war, der es tat, und daß wir ganz genau wußten, daß keiner auf unserm Gut mit der Sense draußen war, und daß wir es doch hörten, als wenn es fünf Schritte von uns wäre, — das ist uns damals durch und durch gegangen. Und ich habe den Tag nicht mehr aus meinem Gedächtnis gebracht. Es war ein heißer, schwüler Tag, beinahe so wie heute, wie wir sie eigentlich selten hier haben, aber wie doch in diesem Sommer schon ein paar dagewesen sind.“

„Haben Sie nicht nachgesehen, ob nicht vielleicht doch jemand mit der Sense in der Nähe war?“

„Gewiß, Frau Baronin. Rund herum haben wir gesucht im Park, aber nichts haben wir gefunden.“

„Und wie kommt es, daß ich heute erst von dieser Sache höre?“

„Ja, Frau Baronin waren damals gerade verreist —“
„Vor drei Wochen, ganz recht. Ich war in Stettin bei meiner Schwester.“

„Und mit dem Herrn Baron haben wir auch nicht gern davon sprechen wollen, weil wir doch nicht gewußt haben, ob er an solche Sachen glaubt —“

„Wieso? Woran soll er glauben?“

„Ich meine, ob er daran glaubt, was ein solcher Ton bedeuten kann —“

„Was meinen Sie damit?“

(Fortsetzung folgt.)

Rückblick auf das Weltkriegsjahr 1915.

VI.

Herbst- und Winterkämpfe in Russland.

Vom Falle Wilna (18. September) bis zum Jahresluß.

Die Truppen-Entsendungen vom russischen Kriegsschauplatz, teilweise nach dem Westen, teilweise nach dem Balkan, ferner das Eintreffen wenn auch schlecht ausgebildeter und schlecht ausgerüsteter, so doch zahlreicher Reserven bei den Russen brachte diesen immerhin einige Erleichterung. Sowohl in Ostgalizien, an der Ithva, wie auch in Wolhynien gingen sie zur Gegenoffensive über. Alle drei Versuche wurden, zuletzt derjenige in Wolhynien am 26. September, unter erheblichen Verlusten für die Russen abgewiesen.

Die drei nördlichen Heeresgruppen hingegen (Hindenburg, Prinz Leopold von Bayern, wie auch in minderen Grade diejenige des Generals v. Binzingen) blieben noch im Vorrücken, wenngleich dieses im Vergleich mit dem bisherigen Maßstabe sehr erheblich verlangsamt wurde.

Am 20. September erreicht der rechte Flügel der Eichhornschen Armee Wida und Neu-Grobel, während Teile der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern den Übergang über den Wolczabz erkämpften.

Am 28. September bricht die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern auf der ganzen Front den russischen Widerstand und erreicht mit der Verfolgung den Serwetisch-Wschmitt oberhalb von Kornitschi und den Schara-Wschmitt nördlich von Kratschin.

Am 26. und 27. September haben wir vor Dünaburg nennenswerte Erfolge zu verzeichnen und machen mehrere Tausend Gefangene.

Am 27. erzwingt die Heeresgruppe v. Binzingen unterhalb Duz den Übergang über den Styr, worauf die Russen nördlich von Dubno überall den Rückzug antreten.

Die Septembeerbeute war immerhin noch bedeutend und betrug bei den Deutschen 421 Offiziere, 96 000 Mann, 87 Geschütze, 204 Maschinengewehre; bei den Oesterreichern 117 Offiziere, 25 000 Mann und 23 Maschinengewehre. Hiervon entfällt naturgemäß der größere Teil auf die erste Hälfte des Monats.

Nachdem die Oesterreicher noch in den letzten Septembertagen einen nur mäßig kräftigen nächtlichen Durchbruchversuch der Russen bei Tarnopol (Ostgalizien) abgewiesen hatten, vereitelten sie in scharfen Kämpfen

vom 6.—9. Oktober einen russischen Angriff im Raume von Tschartorjst, welcher bezweckte, das Westufer des Styr zurückzugewinnen; hierbei und in gleichzeitigen erfolgreichen Kämpfen in Ostgalizien machen sie 7000 Gefangene.

Am 8. Oktober wird vor Dünaburg Garbunowka und die russische Stellung beiderseits dieses Ortes in einer Gesamtbreite von 4 Mtr. gestärkt; 1500 Gefangene.

Am 18. Oktober werfen Truppen der Armee des Grafen Bothmer (Heeresgruppe v. Binzingen) die in Ostgalizien abermals über die Styrpa vorgebrungenen Russen wiederum über diese zurück.

Am 20. Oktober gewinnen wir nordöstlich von Mikau das Dünauer von Borlowitz bis Beresimünde, was eine wesentliche Besserung unserer Stellung vor Wiga bedeutet; schließlich wird am 23. Oktober Ilurt (nordwestlich von Dünaburg) erstärkt. 3000 Gefangene, 10 Maschinengewehre und ein Minenwerfer.

Auch der Monat Oktober brachte immerhin noch eine ansehnliche Gefangenenzahl; bei den deutschen Truppen 244 Offiziere, 29 000 Mann, 23 Geschütze und 80 Maschinengewehre, und bei den österreichisch-ungarischen 142 Offiziere, 26 000 Mann, 1 Geschütz, 44 Maschinengewehre, 3 Flugzeuge und sonstiges Kriegsmaterial. Ferner wurden immerhin noch einige zehntausend Geviertkilometer Gelände hinzugewonnen, so daß Ende Oktober die Front von Dünaburg bis zur Grenze in Ostgalizien, wo die südbaltische Ecke immer noch von den Russen besetzt ist, fast in gerader Linie von Norden nach Süden verläuft.

Inzwischen hatten sich, etwa vom 20. Oktober ab, am mittleren Laufe des Styr, in der Gegend Rasolka-Tschartorjst, ernsthafte Kämpfe entsponnen, welche allmählich den Charakter einer förmlichen Schlacht annahmen. Es war der dritte Versuch unserer Feinde, uns zur Schwächung unserer Balkanstreitkräfte zu zwingen. Erst Ende September der große französische Durchbruchversuch, dann die dritte Isonzo-Schlacht der Italiener (vom 18. Oktober ab) und schließlich die Schlacht in den Krivetschümpfen, annähernd zur gleichen Zeit. Der Mißerfolg war der gleiche, wie auf den beiden anderen Kriegsschauplätzen. Zwar gewinnen die Russen anfänglich etwas Boden, werden dann aber trotz gewaltiger Verstärkungen, etwa vom 6. November ab, wieder allenthalben zurückgeworfen. Schwerste Verluste und das nachgewiesene Unvermögen, trotz günstiger Umstände und umfangreicher Vorbereitung irgend etwas gegen uns erreichen zu können, waren das einzige Ergebnis der fast vier Wochen dauernden Kämpfe.

Stand am Jahresluß.

Die geringe, den Russen noch verbliebene Angriffskraft hatte sich in der Bierwischenschlacht in den Krivetschümpfen völlig erschöpft.

Trotzdem das Zahlenverhältnis sich zwar immer mehr zu ihren Gunsten verschob, konnten sie sich zu keiner größeren Kampfhandlung mehr aufzwingen. Die neue Niederlage und die wachsende Stärke der deutschen Stellungen zwang sie zu immer größerer Ruhe. Zu irgend einer Hilfe für Serbien waren sie nicht mehr fähig. Ohnmächtig mußten sie Landstriche fast von der Größe Preußens in unserer Hand lassen.

Die junge russische Industrie ist hoffnungslos vernichtet. Elend und Grauen herrscht in den entwickeltesten und bis dahin blühendsten Gegenden des Reiches. Mit einem Kulturrückschritt, dessen ganze Bedeutung sich erst nach dem Kriege erweisen lassen wird, hat das Land den frevelhaften Bruch der Freundschaft mit Preußen und Deutschland bezahlt, die jahrhundertlang die Entwicklung des Reichenreiches befruchtete hatte.

VII.

Italienischer Kriegsschauplatz.

Etwa 3750 Geviertkilometer Landes hatte Oesterreich dem verräterischen Bundesgenossen nur für die Fortdauer seiner Neutralität angeboten und jetzt, nach mehr wie einem halben Jahre erbitterter Kämpfe hat es von dieser Fläche bei weitem noch nicht den zehnten Teil besetzen können. Mit diesem einzigen Sage kann man etwa den ganzen bisherigen Kriegsverlauf umschreiben. Kaum jemals im ganzen Verlaufe der Geschichte ist ein Land vor einem Kriege in einer so bevorzugten Lage gewesen, wie Italien. Nicht nur konnte es seine Vorbereitungen auf den Krieg in aller Ruhe und Gemächlichkeit durchführen, sondern auch den Kriegsbeginn nach Belieben wählen.

Trotzdem dauerte es nach Beginn der Kämpfe über einen vollen Monat, bis es zu ernstern Angriffen kam. Es war vorauszu sehen, daß diese am schärfsten im Osten, an der Isonzo-Front, stattfinden würden. Denn ein Angriff gegen Südtirol ist nach sachmännischem Urteil infolge der natürlichen Geländebeschaffenheit, die durch eine fortlaufende Kette von Verschüngen und noch wesentlich verstärkt ist, kaum ausführbar, und auch die Grenze in Kärnten bietet weit größere Schwierigkeiten dar als die Isonzo-Front. Hier land daher von Ende Juni bis 5. Juli die erste wirkliche Schlacht statt. Sie verpuffte völlig wirkungslos unter sehr großen Verlusten für die Italiener. Gelände vermodeten sie, nachdem die Oesterreicher schon vorher einen für ihr Verteidigungssystem entbehrlichen, durchschnittlich etwa zehn Kilometer breiten Streifen Landes auf der 60 Kilometer langen Front abgegeben hatten, nicht zu gewinnen. Obendrein erlitten sie bald darauf auch noch empfindliche Verluste zur See; am 5. Juli wurde ihr Panzerkreuzer Anassa und am 18. der Panzerkreuzer Giuseppe Garibaldi torpediert und versenkt. Weiter verloren sie, wie teils nachholend, teils vorgehend bemerkt sei, bisher vier kleinere Fahrzeuge teils durch Minen, teils durch Geschützfeuer, teils durch Torpedos. Ferner konnten sie mehrfache österreichische Seeangriffe auf ihre Küste nicht hindern.

18.—27. Juli. Zweite Isonzo-Schlacht.

Verluste der Italiener mindestens 100 000; ebenfalls völlig erfolglos.

18. Oktober. Beginn der dritten Isonzo-Schlacht.

Nach einwöchentlichem Kampfe setzte eine kleine Pause ein. Am 28. wird mit frischen Truppen ein abermaliger, bis zur äußersten Heftigkeit getriebener Sturm angestrebt. Nichts vermag die uner-schütterliche Widerstandskraft der Oesterreicher zum Wanken zu bringen. Völlige Erschöpfung zwingt die Italiener, ihren Angriff von den ersten Novembertagen ab auf den Görzer Brückentopf zu beschränken. Ihre blutigen Verluste haben diesmal 150 000 Mann betragen, ferner haben sie 3000 Gefangene abgegeben; für reinen Stellungskampf immerhin eine beträchtliche Zahl.

Mit Einrechnung der täglichen, auch außerhalb der eigentlichen Schlachtstage nie ganz schwebenden Kämpfe beträgt der Verlust der Italiener sicher eine halbe Million. Und mit diesem ungeheuren Einsatze haben sie nicht nur nichts erreicht, sondern sich obendrein noch die Geringschätzung und fast das Mißtrauen ihrer eigenen Bundesgenossen zugezogen. Nach einwandfreien und übereinstimmenden Berichten hat ihr Wirtschaftsleben fast mehr gelitten, wie dasjenige der anderen kriegsführenden Mächte — Russland und Serbien allenfalls ausgenommen —, die doch noch ganz andere militärische Leistungen aufzuweisen haben. Der Stuch der bösen Tat ist für das treulose Land nicht ausgeblieben!

Stand am Jahresluß.

Im Gegensatz zum französischen und russischen Kriegsschauplatz, wo im Spätherbste die Kämpfe erheblich an Heftigkeit abnahmen, war auf dem italienischen zur gleichen Zeit eine Verschärfung zu verzeichnen. Dreierlei mag die italienische Heeresleitung zu diesen nutzlosen Menschenopfern bewegen haben. Zunächst wohl eine Art militärischer Beschämung. Trotzdem sie den Krieg ein halbes Jahr hatte vorbereiten können, trotzdem Oesterreich ihnen nur einen mächtigen Teil seiner Heeresmacht entgegenstellen konnte, hatte sie nach weiterer halbjähriger Kriegsdauer nicht das mindeste erreicht. Ingegens, das Bestreben, seinen Verbündeten gegenüber einen geeigneten Vorwand zu haben, jede Dilettantenleistung auf andern Kriegsschauplätzen nach Möglichkeit abzulehnen. Drittens der Wunsch, dem eigenen Lande irgend einen greifbaren Erfolg vor Augen führen zu können.

Das alles bewog sie, der dritten Monto-Schlacht eine vierte ziemlich unmittelbar folgen zu lassen. Während die dritte Schlacht in den verregneten Reserven wurden herangezogen und mehrfach machten die Oesterreicher Gefangene, deren Truppenteile erst am Tage zuvor an der Front angekommen waren. Nichts desto weniger blieb wieder jeder Erfolg aus. Nichts vermochten die Italiener, als in sumloser und ohnmächtiger Wut, die schon längst im Bereiche ihres Artilleriefuers liegende Stadt Görz nach Bandalenart zu zerstören. Anfang Dezember verloren die Kämpfe allmählich an Festigkeit und kehrten etwa vom 10. ab wieder völlig in die Form des Stellungskrieges zurück.

Ewige Belastung mit der Schmach eines unerhörten Treubruches, ein gewaltiger Verlust an Kraftbewertung in den Augen der ganzen Welt und ein weiterer Verlust einer halben Million Männer, das ist für Italien das Ergebnis des sonst völlig erfolglosen Feldzuges!

Vermischtes.

* Welches sind die härtesten Hölzer? In Betracht der hohen Verwendung von Holzkonstruktionen zu direkten oder indirekten Kriegszwecken spielt die Frage der Widerstandsfähigkeit der verschiedenen uns zu Gebote stehenden Holzarten eine wichtige Rolle. Als härteste Hölzer sind der Fliederbaum, der Buchsbaum, das amerikanische Eisenholz, das aus Caylon stammende Ebenholz, das Buchholz und das Quebrachoholz anzusehen. Von den angeführten Arten haben wir an Fliederbaum und Buchsbaum eigene Bestände. Von den ausländischen Hölzern sind ausreichende Vorräte angeammelt.

* Wie die Tracht der Bersaglier entstand. Es ist nicht allgemein bekannt, daß die ersten Kompagnien der Bersaglier, die heute eine so wichtige Rolle im italienischen Heer spielen, erst im Jahre 1838 von Alessandro Ferrero la Marmora gegründet wurden. Ihre Kleidung war immer sehr eigenartig und wich wesentlich von der anderer Soldaten ab. Sie trugen einen Frack aus blauschwarzem Tuch mit kurzem vierknöpfigen Schoß und larmoisinroten Aufschlägen, einen gleichfarbigen Mantel und einen Fiederhut, wie er noch heute bei ihnen üblich ist. Die Ausrüstung bestand nicht aus gelbem Metall, sondern aus weiß-bräunlichem. In der Garnison trugen sie rot-blaue Fuhrmannslappen mit roten Schleifen. Nach 1859 bürgerte sich bei ihnen der rote Fetz und die azurblaue Schleife der Juaven ein. Die Tunika wurde zum langen gefüllten Rock. Sie trugen damals noch nicht die später den Franzosen abgesehenen breiten Beinkleider. Die Offiziere waren wie die Soldaten gekleidet. Als im Jahre 1842 die vierte Kompagnie gegründet wurde, erhielten sie große Kragen, aber während des Krimkrieges wurden ihnen wieder Mäntel gegeben. Später wurde die Tunika der Soldaten kürzer, nur die Offiziere und Unteroffiziere bekleideten den langen, gefüllten Rock.

* Englische Eisenbahnerinnen. Nach einer Londoner Mitteilung sind die Engländer mit den weiblichen Angestellten der Eisenbahnverwaltung sehr zufrieden. Man will sogar einen Vorteil gegen früher bemerkt haben: die großen Bahnhöfe sehen sauberer aus, seitdem die Frauen hier ihr Regiment führen. Auch die Wagen selbst sollen besser gewaschen und desinfiziert sein. Bei den großen Londoner Stationen sind hunderte von Frauen angestellt, die vorläufig den Parkartenverkauf, die Kontrolle am Bahnsteig besorgen, in den Speisewagen bedienen, im Telegraphenamt arbeiten und unter anderem auch Gepäckträger ersetzen. Lehrlin sind mehrere Schulen eingerichtet worden, in denen die Frauen auch zu den schwereren Eisenbahndiensten ausgebildet werden.

* Amerikanischer Kriegshumor. Der Schützen- grabenkrieg wich erst im Frieden seine Vorteile erweisen. Welch wunderbare Vorbereitungen liefert er z. B. zur Anlage eines europäischen Untergrundbahnsystems! (Columbia State). Die Dray-rufe, die im englischen Unterhaus auf die Ankündigung von Churchills Reise zur Front ertönten, kann man auffassen wie man will. (Washington Post). Die Engländer tragen nicht allein die Schuld an dem Mißerfolg des Darbanellen-Unternehmens. Auch die Türken sind dafür verantwortlich. (San Francisco Chronicle).

Büchertisch.

— Die interessante Persönlichkeit Juaniskais, des großen Staatsmannes Chinas, der sich jetzt die Kaiserkrone auf Haupt gesetzt hat, findet in der soeben erschienenen Nummer 3783 der Leipziger Illustrierten Zeitung eine eingehende Würdigung durch den Geh. Admiraltätsrat Dr. Schrammeier, einen der besten Kenner Chinas. Der übrige Teil des glänzend ausgestatteten Heftes ist wieder ganz der aktuellen Kriegsberichterstattung gewidmet. Ueberblickt man jetzt, am Jahreschluss, die bisher erschienenen 74 Kriegsnummern der „Leipziger Illustrierten Zeitung“, so kann man, ohne voreingenommen zu sein, behaupten, daß wir

auch in der illustrierten Kriegsberichterstattung unseren Feinden die Spitze abgenommen haben. Auch in der illustrierten Presse zeigt ~~das~~ ~~Abonnement~~, das am 1. Januar beginnt, kostet vierteljährlich 9 Mark.

— Das neue Spiel, ein Jahreskreis in Büchern und graphischen Blättern jungdeutscher Dichter und Künstler. Erich Matthes Verlag, Leipzig. Preis vierteljährlich 5 Mk., Viehhaber-ausgabe 15 Mk. — Unter diesem Sammelnamen soll eine Reihe von Büchern und Bildwerken erscheinen, deren Schöpfer jungdeutsche Dichter und Künstler sind. Der Verleger betont, daß seine Arbeit ganz bewußt dem vertieften und in der Weltanschauung verankerten Deutschgefühl der jungen Generation dienen soll, gleichviel, ob es sich in verständesmäßiger Form in Flugschriften ausdrückt, oder künstlerisch gestaltet Lebenswerte des Gefühls schafft. Die Künstler und Dichter, die das neue Spiel be-ginnen, sind Führer derjenigen deutschen Jugend, die sich im Wandervogel, in den Freischaren, Volkserziehern, Verein deutscher Studenten, im Vortrupp u. a. zusammengesetzt hat. Als erster Druck ist erschienen: Ernst von Mansfeld, Ein Leben, auf-gezeichnet von M. D. Johannes. Buchschmuck von G. Bierfuß. Die Holzschnitte sind vom Holzstock gedruckt. Das Werk schildert in 14 kraftvoll gezeichneten Szenenbildern das Leben eines deutschen Helden. Der Verfasser M. D. Johannes ist höchst eigenwillig in Sprache und Form. Man merkt seiner Arbeit das Beschwingende idealistischen Impulses an, obwohl der Ausführung die Mühsal der handwerklichen Nachzeichnung des Schöpfergedankens anhaftet. Immerhin ist M. D. Johannes ein Dichter, der ebenso wie der auf monumentalen Aufbau eingestellte Holzschnittkünstler G. Bierfuß aufmerksame Beachtung verdient und das „neue Spiel“ mit viel-versprechendem Auktakt anhebt. Als zweiter Druck (in monatlichen Abständen erscheint ein Buch oder ein Kunstblatt) liegt uns ein Zweifarbenholzschnitt „Herbststurm“ von G. Großkopf vor, in dem ein feiner Naturbeobachter Licht und Schatten wirkungsvoll zu-sammenschmilzt. Der Druck ist technisch sehr sauber und sorgfältig. Die Bücher haben schönes großes Format und angenehmen, zwei-farbigem Druck auf bestem Papier. Wir werden auf das eigen-artige Sammelwerk des jungen Verlages bei weiteren Veröffent-lichungen zurückkommen.

— Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Fritz Burger, München. Mit circa 4000 Abbildungen. In Lieferungen zum Subscriptionspreise à M. 1,50. (Akademische Verlagsgesellschaft, Neu-Dabelsberg, Lieferung 19. Wulff, Altkirchliche und byzantinische Kunst. Heft 8. Dieses Handbuch ist ein tatsächlich imponierendes Werk und legt ein bereites Zeugnis von deutschem Forscherfleiß und wissenschaft-lichem Scharfblick ab. Es gibt in der einschlägigen Literatur der ganzen Welt kein gleiches Werk wie dieses: eine Kunstgeschichte, die universal alles kunstgeschichtliche Wissen bis auf den heutigen Tag umschließt. Auch in der vorliegenden Lieferung 19, in welcher Professor Dr. Wulff seine „Altkirchliche und byzantinische Kunst“ fortsetzt, sind alle diese Vorzüge enthalten. Wulffs Arbeit ist in seiner Klarheit und Beherrschung des Stoffes geradezu grundlegend für unsere Kenntnis dieses Kunstgebietes.

Rösselsprung.

ge-	leid	du	ber	mer-	ü-	Be-	es
nicht	ü-	won-	dar-	sich	ist	Sch	ner
nen	dt	im	gen	es	Welt	der	nichts
dar-	sei	die	ber	er-	nichts	ei-	die
Won-	sei	freut	ist	wie	gehn	vor-	und
nen	Welt	ger-	nicht	ü-	ber	Welt	hast
sich	nen	ei	es	vor-	an	ist	nichts
ner	ron-	Be-	geh	dir	ist	ü-	der

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer: Age, Aet, Aen (Verg am Herwaldstätter See).